

Von raufenden Jungs und türkischen Jungmännern. Oder: Wie männliche Aggressivität Erziehungswirklichkeiten in der Migrationsgesellschaft ordnet

Susann Fegter

1. Einleitung

In der Auseinandersetzung mit Repräsentationen von Geschlecht im gegenwärtigen Migrationsdiskurs nimmt ‚der türkisch-muslimische Mann‘ eine prominente Stellung ein (z.B. Spieß 2010; Scheibelhofer 2011, 2008; Ewing 2008; Weber 2007; Spindler 2006). Analysen medialer und populärwissenschaftlicher Debatten zeigen, dass Jungen und Männer mit türkischem Migrationshintergrund vorrangig kulturalisierend und als ‚die Anderen‘ gezeichnet werden. Zugeschrieben werden ihnen patriarchale Einstellungen, eine Disposition zur gewalttätigen Konfliktlösung sowie ein unbedingter Gehorsam gegenüber dem Vater (vgl. Scheibelhofer 2008). Mit Blick auf männliche Jugendliche kreisen die Themen wiederkehrend um Aggressivität und gewalttätiges Verhalten, die ebenfalls als Ausdruck einer spezifischen türkisch-männlichen Kultur und/oder eines Kulturkonflikts zwischen einer Herkunfts- und einer bundesrepublikanischen Kultur gedeutet und deren Subjekte zu ‚bedrohlichen Anderen‘ werden (vgl. Stecklina 2007; Spindler 2007; Weber 2007). Betrachtet man weitere öffentlich-mediale Debatten fällt auf, dass männliche Aggressivität zugleich kein exklusives Thema des Migrationsdiskurses ist. Auch im Rahmen der öffentlichen Diskussion um Jungen als Bildungsverlierer gehört Aggressivität zu jenen Eigenschaften, die Jungen homogenisierend zugeschrieben werden. „Die Medienverwahrlosung so vieler Jungen hierzulande“ – heißt es etwa in einem Artikel der ZEIT, der das durchschnittlich schlechtere Abschneiden von Jungen in der Schule ursächlich mit deren Computerspielnutzung in Beziehung setzt „ist ein Skandal. Bei der Suche nach Lösungen darf es nicht darum gehen, männliche Aggressivität unter Verdacht zu stellen und zu tabuisieren. Im Gegenteil: Jungs brauchen reale Möglichkeiten, ihre ganz normale männliche Aggressivität einzusetzen und sie lernend, spielend abzubauen. Der daddelnde Junge, der narzisstisch-depressiv in seinem Zimmer hockt und ganze

Nachmittage damit verbringt, verbotene Gewalt- und Kontrollfantasien auszuleben, ist das Inbild misslingender, weil unerwünschter Männlichkeit. Er sollte daher nicht dämonisiert werden, sondern Verständnis und Zuwendung erfahren“ (ZEIT 2006, Spiele ohne Grenzen). Auch hier wird eine abweichende aggressive (Jungen-)Männlichkeit beschrieben, die im Spielen gewaltvoller Computerspiele ihren Ausdruck findet. Die Pointe ist jedoch eine andere: Nicht als Bedrohliche, sondern als Bedürftige werden ihre Subjekte positioniert, Verständnis sollen sie erfahren und in pädagogischer Zuwendung ihre ‚normale männliche Aggressivität‘ einzusetzen lernen. Schaut man sich den Krisendiskurs um Jungen genauer an, zeigt sich, dass hier wiederkehrend beide Thematisierungsstränge verwoben sind: jener vom ‚bedrohlich-aggressiven männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund‘ und jener vom ‚normal aggressiven Jungen‘. Der folgende Beitrag greift diese diskursiven Konstruktionen auf und zeichnet anhand von Auszügen aus Medienberichten zu einer Krise der Jungen nach,¹ wie um einen aggressiven männlichen Körper herum zwei differierende Konzepte von Jungenmännlichkeit entstehen, die als „wild aber harmlos“ und „wild und gefährlich“ zusammengefasst werden können. Die Analyse der diskursiven Unterscheidungspraktiken wird dabei zeigen, dass neben ethnischer Differenz auch die Differenz kindlich/nicht-kindlich für diese Konstruktionen konstitutive Bedeutung besitzt und wie auf diese Weise Erziehungswirklichkeiten in der Migrationsgesellschaft ungleich und machtvoll geordnet werden. Den Befunden vorangestellt ist ein Kapitel zu den theoretischen Anschlüssen und analytischen Kategorien.

2. Praktiken der (hierarchisierenden) Differenzierung: Theoretische Anschlüsse und analytische Kategorien

Der Blick auf Identitäten oder Subjektpositionen wie z.B. jene des ‚Jungen‘ oder auch des ‚türkisch muslimischen Mannes‘ hat sich in den vergangenen Jahrzehnten unter dem Einfluss (post-)strukturalistischer und dekonstruktiver Theorieentwicklung grundlegend verschoben. Differenzen gelten in dieser Perspektive nicht länger als ‚natürlich‘ und gegeben, sondern als Ausdruck und Ergebnis stets im Raum und in der Zeit situierter Differenzierungspro-

1 Grundlage ist eine Diskursanalyse der Medienberichterstattung zu Jungen als Bildungs- und Modernisierungsverlierer zwischen 1999 und 2009. Ausgewertet wurden Artikel und Pressefotografien überregionaler Zeitungen und Zeitschriften (u.a. FAZ, die ZEIT, SZ, taz oder BILD (vgl. Fegter 2012)).

zesse (vgl. Kessler/Plößer 2010, Mecheril/Plößer 2009, Lutz/Wenning 2001). Als Herstellungsmodi sozialer und diskursiver Ordnungen rücken damit Praktiken der Unterscheidung in den Blick, die z.B. auf der Ebene von Interaktionen, sozialen Praktiken, Diskursen oder Narrationen untersucht sowie der Reflexion zugänglich gemacht werden (z.B. Kuhn 2011; Diehm 2010). Unterscheidungen werden dabei dahingehend betrachtet, dass sich mit ihnen nicht ‚wertfreie‘ Differenzen konstituieren, sondern dass sie hierarchisch angeordnet sind und sich auf dieser Grundlage soziale Ungleichheiten organisieren (vgl. Lutz/Wenning 2001). Dieses Differenzverständnis greift philosophische Arbeiten zu den Grunddualismen modernen Denkens auf, die deren scheinbare Komplementarität (z.B. Kultur – Natur, Vernunft – Gefühl, Geist – Körper) zurückweisen. Klinger etwa macht auf die in den Dualismen angelegte Ungleichwertigkeit aufmerksam, insofern jeweils eine Seite gegenüber der anderen als höherwertige rangiert (vgl. Klinger 1995). Auch Derrida hat diese Präferenz in seinen differenztheoretischen Arbeiten umfangreich ausgeführt (vgl. Derrida 1997). Wie Lutz und Wenning (2001) im Anschluss hieran argumentieren, lässt sich diese asymmetrische Anordnung auf alle sozialen Kategorien wie Geschlecht, Sexualität, ‚Rasse‘/Hautfarbe, Ethnizität sowie Alter beziehen, da deren Dualismen (männlich-weiblich, hetero – homo, dominante Gruppe – ethnische Minderheit, Erwachsene – Kinder) ebenfalls hierarchisch funktionieren: „Die linke Seite wird als Norm hantiert, die rechte als Abweichung“ (ebd.: 20). In den theoretischen Konzepten jener Forschungsfelder, die die genannten Kategorien aufgreifen und zum Gegenstand haben, findet sich die Figur einer hierarchisierenden Differenzierung entsprechend wieder: in der Männlichkeitsforschung im Konzept der hegemonialen Männlichkeit, in der Migrationsforschung im Konzept des Orientalismus und des Otherings und in der Kindheitsforschung im Konzept von Kindheit als generationale Ordnung.

Mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit etwa bezeichnet Connell „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis, welche (...) die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (Connell 1999: 98). Ihr Muster, oder wie Meuser und Scholz es später nennen, das ‚generative Prinzip‘ (vgl. Scholz 2004: 37, Meuser/Scholz 2005) dieser Struktur ist das einer doppelten Distinktion, einer hierarchisierenden Differenzierung nicht nur gegenüber Frauen und Weiblichkeit, sondern auch gegenüber anderen Männern und Männlichkeiten. Connell wählt hierfür die Begriffe der Unterordnung und der Marginalisierung (vgl. Connell 1999: 99ff.). ‚Unterordnung‘ qualifiziert die Relationierung des jeweils hegemonialen, in seinem Führungsanspruch akzeptierten Männlichkeitsmuster zu Frauen und homosexuellen Männern, Marginalisierung bezieht sich auf Positionierung schwarzer Männer im Verhältnis zur

Norm (vgl. ebd.: 102). Eine Kritik an Connells Konzept richtet sich auf ein Verständnis dieser Konfiguration als Typologie verschiedener Männlichkeiten, das dann wenig Spielraum für ein Denken kontextbezogen variierender Männlichkeitsinszenierungen lässt (vgl. Wetherell/Edley 1999). Bleibt man aber bei der Figur der doppelten Distinktion, die neben Differenzierungen gegenüber Frauen/Weiblichkeit auch solche *zwischen* Männern/Männlichkeiten umfasst, so überzeugt diese Konzeption auch in historischer Perspektive. Mosse (1997) etwa rekonstruiert in der Studie ‚Das Bild des Mannes‘, wie die Entwicklung der modernen – wie er sie nennt – ‚maskulinen Normen‘ der Freiheitsliebe, der Willenskraft, des Mutes aber auch der Selbstkontrolle begleitet waren von der Konstruktion von ‚Antitypen‘ – z.B. jüdische Männer, ‚Zigeuner‘, oder ‚Vagabunden‘ – denen abweichende Eigenschaften zugeschrieben wurden und die darüber hierarchisierend unterschieden waren. Auch die Konstruktion des ‚anderen‘, ‚türkisch muslimischen Mannes‘ mit den eingangs genannten Zuschreibungen der Gewalttätigkeit (mangelnde Selbstkontrolle?²) sowie des unbedingten Gehorsams gegenüber dem Vater oder Älteren (zu gering ausgeprägter Freiheitswille?) könnte im Anschluss an Mosse als ein zeitgenössischer ‚Antityp‘ gelesen werden. Die historischen Analysen nach Mosse machen jedoch auf einen weiteren Zusammenhang aufmerksam, der wiederum anschlussfähig ist für postkoloniale Perspektiven. So arbeitet er heraus, dass die sich im Übergang zur Moderne herausbildenden maskulinen Normen zugleich die bürgerlichen Normen waren und mit der bürgerlichen Gesellschaft und ihrem Selbstverständnis somit untrennbar verwoben sind: „So wie moderne Maskulinität die Ideale und Hoffnungen der Gesellschaft widerspiegelte, so waren ihre Feinde auch die Feinde der Gesellschaft“ (Mosse 1997: 20), jüdische Männer, ‚Vagabunden‘ und ‚Zigeuner‘. Nicht nur die maskuline Norm sondern die moderne bürgerliche Gesellschaft selbst konstituiert sich somit in der Unterscheidung jener ‚Antitypen‘. Hier genau setzen postkoloniale Perspektiven an und beschreiben die Selbstkonstruktion des Westens in Diskursen über ‚den Anderen‘ wie z.B. historisch im Orientalismus (Said 2009, Machold/Mecheril 2012). Beispielfhaft für eine entsprechende Lesart zeitgenössischer

2 Interessant ist in diesem Zusammenhang die folgenden Passage aus dem Korpus zur medialen Jungenkrise. Mehr Männer im Erziehungs- und Bildungswesen werden dort mit dem Argument als notwendig markiert, dass die Jungen „von denen [lernen] müssten (...)“, wann ein Mann ein Mann ist, und zwar einer, der weder im Baströckchen in der Kombüse hockt noch als Einzelkämpfer wild um sich schießt“ (FAZ 2009: Wir müssen die Jungs wieder lieben lernen). Hier wird in einer doppelten Abgrenzung eine hegemoniales, weißes Männlichkeitsmuster umrissen, das sich gegen ‚Wildheit‘ profiliert und zu dem im Umkehrschluss eine kontrollierte (!) Gewalttätigkeit durchaus gehört. Zu den rassistisch-kolonialen Motiven, die hier Verwendung finden, siehe auch die Analyse in Fegter 2012: 134).

Phänomene sei auf die Arbeit von Katherine Ewing verwiesen. In „Stolen Honor. Stigmatizing Muslim Men in Berlin“ von 2008 arbeitet sie genealogisch heraus, wie und wo sich (z.B. in Reiseberichten zum Osmanischen Reich, aber teilweise auch in aktuellen Diskursen in der heutigen Türkei selbst) das Konzept einer ‚ländlich-türkischen Männlichkeit‘ herausbildet, das gegenwärtig in deutschen Integrationsdebatten das Bild ‚türkisch muslimischer Männlichkeit‘ bestimme. Angereichert mit neueren Konzepten vom ‚Islamisten‘ identifiziert sie den ‚türkisch-muslimischen Mann‘ als *die* konstitutive Gegenfolie, vor der sich aktuell nicht nur westliche Männlichkeit, sondern eine normative deutsche Identität im Umkehrschluss bestimmt.

„This other is the unassimilated Muslim Turk. This Muslim – whether viewed as traditional villager or Islamist – is seen to have no respect for democratic institutions or religious freedom, no sense of civil society founded on the idea that choice of religion is a private affair, no concept of the individual, and no loyalty to the German Constitution, which has become the object that, according to this discourse, Germans must protect at all costs if Germany is to remain intact“ (Ewing 2008: 221).

Die Wirkmächtigkeit der kulturalisierenden und orientalisierenden Konstruktion des ‚türkisch muslimischen Mannes‘ besteht dabei nicht nur in dieser Selbstbestimmung und – wie Stecklina es formuliert – „Selbstaufwertung der eigenen Kultur und der des ‚deutschen Mannes““ (Stecklina 2007: 87), die im Gegensatz beide als aufgeklärt, modern, zivilisiert und emanzipiert erscheinen, sondern auch in der Assimilationsanforderung, die sich aus ihr für jene Männer und Frauen ableitet, denen ein türkischer Migrationshintergrund zugeschrieben wird. Als integriert kann nämlich im Anschluss an diese Diskurse nur gelten, wer die als rückständig und nicht verfassungskonform verstandene ‚türkische Kultur‘ abgelegt hat. Auch in dieser Hinsicht wird soziale Wirklichkeit in der deutschen Einwanderungsgesellschaft somit durch jene Diskurse machtvoll geordnet, die den ‚türkischen muslimischen Mann‘ generell oder den ‚jungen männlichen Migranten‘ im Besonderen als bedrohlich und rückständig konstruieren (vgl. Ewing 2008, Stecklina 2007).

Was aber bedeutet es, dass in Bezug auf die ‚jungen männlichen Migranten‘ nicht von Erwachsenen die Rede ist? Welche Rolle spielt dieser Umstand für deren Konstruktion als ‚bedrohlicher Andere‘ und deren Gefährlichkeit? Mit Blick auf die Kategorie Alter ist der Konstruktion des ‚aggressiven männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund‘ bislang nicht nachgegangen worden. Zwar setzen insbesondere erziehungswissenschaftliche Arbeiten fokussiert an dieser Diskursfigur des ‚jungen männlichen Migranten‘ an (z.B. Spieß 2010; Scheibelhofer 2008; Spindler 2006; Weber 2007). Spindler etwa interpretiert biographische Interviews mit inhaftierten jungen Männern mit türkischem Migrationshintergrund in der Weise, dass diese im Kontext begrenzter sozialer Teilhabe ethnisierende Zuschreibungen

aufgreifen und nicht zuletzt darüber ins gesellschaftliche Abseits geraten (vgl. ebd.) Mit diesem Zugang kann und will sie zeigen, dass dies genau nicht geschehe, weil die Jugendlichen „entgegen, sondern weil sie *entlang* gesellschaftlicher Vorgaben agieren“ (Spindler 2007: 258, Hervorh. im Original). Auch Scheibelhofer (2008) geht es mit seiner Forschung dezidiert um einen kritischen Gegenentwurf zu den öffentlichen Bildern und darum, junge türkische Migranten in anderer Weise sichtbar zu machen denn „als Spiegel für ‚den deutschen Mann‘“ (ebd. 2008: 184). In einer Analyse biographischer Erzählungen junger Männer mit türkischem Migrationshintergrund arbeitet er deren – teilweise auch essentialisierende und (selbst-)ethnisierende – Positionierungen als ‚Taktiken des Platzmachens‘ heraus, mit denen die jungen Männer sich einen sozialen Raum verschaffen und Anerkennung für ihre Lebensentwürfe einfordern (vgl. Scheibelhofer 2008). Gemeinsam ist Spindler und Scheibelhofer, ebenfalls Spieß (2010) und Weber (2007), dass sie nach dem Zusammenhang von Selbsterzählungen/Selbstrepräsentationen und soziokulturellem Kontext fragen, zu denen auch die öffentlichen Diskurse gehören. Deren Perspektive wird insofern gewendet, als die kulturalisierenden Zuschreibungen nicht als Abbilder von Wirklichkeit verstanden werden, sondern genau umgekehrt als Produzenten von Wirklichkeit, insofern die männlichen Jugendlichen sich mit den Zuschreibungen auseinandersetzen und sich in ihren Selbstrepräsentationen zu ihnen verhalten (müssen). Sichtbar gemacht wird so die Bedeutsamkeit öffentlicher Diskurse und Bilder vom ‚aggressiven männlichen Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund‘ für Prozesse des Aufwachsens entsprechend adressierter Kinder und Jugendlicher. Wie diese Kategorien des Alters und der generationalen Differenz jedoch auf der Ebene der medialen und öffentlichen Diskurse selbst funktionieren und daran beteiligt sind, den ‚bedrohlichen jungen Migranten‘ als solchen überhaupt zu erzeugen, ist bislang nicht untersucht worden und auf diese Weise unsichtbar geblieben.

Hier setzt die folgende Analyse an, und stellt diesen Zusammenhang in ihr Zentrum. Dazu wird zum einen die Ebene der Selbstrepräsentationen verlassen und der mediale Diskurs selbst zum Gegenstand der Analyse. Zum anderen wird die Perspektive der Kindheitsforschung hinzugezogen (vgl. Andresen/Hurrelmann 2010) und deren analytische Kategorie der generationalen Differenz und Ordnung (Honig 1999, Bühler-Niederberger 2005). Aufgezeigt wird im Folgenden, *dass* die Unterscheidung Kind-Erwachsene und damit verbundene Konzepte vom Kind an der Herstellung des ‚bedrohlichen männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund‘ beteiligt sind, *wie* genau sie im Zusammenhang entsprechender Diskurse bedeutsam (gemacht) werden und so einen Unterschied *machen*, der in diesem Fall Erzie-

hungswirklichkeiten und Kindheiten in der Migrationsgesellschaft entlang von Ethnizitätszuschreibungen ungleich ordnet.

3. Jungenmännlichkeit ‚wild aber harmlos‘ versus ‚wild und gefährlich‘: Diskursive Praktiken der Unterscheidung

Empirische Grundlage der folgenden Analyse ist die mediale Berichterstattung zu einer „Krise der Jungen“ im Zeitraum 1999 bis 2009 (vgl. Fegter 2012). Die Auswertung erfolgte diskursanalytisch im Anschluss an Foucault mit einem Verständnis von Diskursen als „Praktiken (...), die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault 1981: 74). Rekonstruiert wurde in diesem Zusammenhang, wie diskursiv eine Bildungs- und Leistungskrise der Jungen mit einer Beziehungs- und Erziehungskrise verwoben wird, die Erwachsenen eine Vernachlässigung von Jungen moralisierend zuschreibt und wie diese doppelte Krisenkonstruktion Männlichkeit stabilisiert. Herausgegriffen sind im Folgenden jene – wie im vorigen Kapitel ausgeführt differenzierenden und hierarchisierenden – Praktiken der Unterscheidung, die um den Topos eines ‚natürlich männlichen aggressiven Körpers‘ kreisen und dabei verschiedene Jungenmännlichkeiten erzeugen, zu denen der ‚bedrohliche junge Migrant‘ gehört.

3.1. Hierarchisierende Differenzierung gegenüber Weiblichkeit

Schaut man sich den medialen Diskurs zu einer Krise der Jungen an, so wird dieser zunächst als (diskursive) Oberfläche erkennbar, auf der eine besondere Seinsweise von Jungen zur Sprache gebracht wird: „Junge, warum hast Du nicht gelernt?“ fragt etwa ein Artikel in der FAZ rhetorisch und die Antwort lautet „Weil Jungs eben Jungs sind, wie sie es schon immer waren, es aber heute nicht mehr sein können“ (FAZ 2009: Wir müssen die Jungs wieder lieben lernen). Ohne dieses ‚Sein‘ von Jungen näher zu bestimmen, wird es dabei Raum und Zeit sogleich entzogen: Jungs sind so, ‚wie sie es schon immer waren‘. Dieses ahistorisierende Moment kennzeichnet wiederkehrend die Thematisierungen und findet sich meist in Kombination damit, die jungenmännliche Seinsweise zu konkretisieren: „Natürlich sind Jungs schon immer lauter, dominanter, ja rüpelhafter als ihre weiblichen Klassenkameraden aufgetreten“ steht etwa in der ZEIT (Die ZEIT 2007: Die Krise der kleinen

Männer). Die Attribute, mit denen Jungen als männliche Kinder wiederkehrend beschrieben und von Mädchen unterschieden werden, können als eine Kombination aus körperlicher und mentaler Unangepasstheit charakterisiert werden: Jungen sind „unbändig, Grenzen auslotend, körperbetont“ heißt es etwa in einem Artikel des Magazins *Chrismon* (*Chrismon* 2004: Das verdächtige Geschlecht). „Jungs sind anders, (...) sie [brauchen] Bewegungsfreiheit. Sie leben stärker nach außen, körperlich, wie seelisch“ ist in der *ZEIT* zu lesen (*Die ZEIT* 2002: Die neuen Prügelknaben) und in der *Süddeutschen Zeitung*: „Während Mädchen auf Grund ihrer hormonellen Prägung eher auf Kommunikation und sozialen Ausgleich ausgerichtet seien, stehe bei den Jungen Aggression, Konkurrenzkampf und Selbstbehauptung im Vordergrund. (...) Jungen seien ‚auf Handeln programmiert‘, Mädchen aufs Sprechen. Bildlich ausgedrückt seien Jungs ‚keine Fässer, die gefüllt werden sollen, sondern Feuer, die entfacht werden wollen““ (*SZ* 2000: Das Feuer entfachen). Zusammenfassend sind es die Attribute wild, nonkonform, laut, raumgreifend, impulsiv und mit einer ‚normalen Aggressivität‘ ausgestattet, die Jungen als männlichen Kindern zugeschrieben werden. Weitere Kennzeichnungen zielen auf einen ausgeprägten Bewegungsdrang, eine Irrsinnenergie, Lust am Kräftenessen und ein Bedürfnis, zu raufen sowie machtvoll und überlegen aufzutreten. Die Zuschreibungen kreisen dabei um jene Konzepte von Stärke, Autonomie, Macht und Konkurrenz, die Männlichkeitsmuster seit Beginn der Moderne organisieren und auf Dominanz gerichtet sind (vgl. Forster/Tillner 1998). Besonders der Jungenkörper erweist sich als eine zentrale Oberfläche dieser Jungenmännlichkeit. So ist der ‚besondere Bewegungsdrang‘ von Jungen ein wiederkehrender Topos, gefolgt von einer ‚Lust am Raufen‘ und einer ‚normalen Aggressivität‘. Die mediale Diskussion um eine Krise der Jungen trägt insofern nicht nur zu einer Bestimmung und Stabilisierung legitimer Identitäten sondern auch legitimer Körper männlicher Subjekte bei.

3.2. *Pädagogisierende Differenzierung gegenüber erwachsener Männlichkeit*

Die Jungen von Mädchen unterscheidende Jungenmännlichkeit wird in einer weiteren – generational verfassten – Differenzierung profiliert. Sie wird als kindliche Männlichkeit von einer erwachsenen Männlichkeit abgegrenzt und in diesen Prozessen normalisiert, verniedlicht und pädagogisiert. Generationale Differenz kommt etwa dergestalt zum Einsatz, dass eine spezifische Jungenerziehung zum Thema wird, im Rahmen derer sich die *wilde Jungenmännlichkeit* – unter dem Einfluss richtiger Jungenerziehung – zu einer zivi-

lisierten/kultivierten Erwachsenenmännlichkeit erst entwickeln kann. In der Überschrift „Vom Wölfchen zum Mann“ (taz 2007) eines Artikel zu Jungenpädagogik, kommt diese Konzeption pointiert zum Ausdruck. Ob diese wilde Jungenmännlichkeit dabei als angeboren oder sozialisiert gilt, macht nur vordergründig einen Unterschied. Beide Perspektiven sind im Mediendiskurs anzutreffen und beide laufen auf die Bestimmungen eines gegenwärtigen Ist-Zustandes hinaus, in dem Jungen anders als Mädchen *sind* und deswegen einer besonderen Jungenerziehung bedürfen:

„Auf Wildnisfahrten kann man bei den Geschlechtern gewisse ‚Ur-Instinkte‘ beobachten. Beim abendlichen Aufschlagen des Lagers schwärmen die Jungen in ihrer impulsiven Art sofort aus (...) sie gehen gewissermaßen ‚auf die Jagd‘. Die Mädchen haben dagegen eher die ‚lebenserhaltenden Maßnahmen‘ im Sinn: Sie beginnen von sich aus mit der Essenszubereitung, richten das Lager ein, etc. Man muss die Jungen in die Pflicht nehmen, ihnen Aufgaben geben wie Holz- und Wasserholen (...), die aber dem Gemeinwohl dienen. (...) Mit der Zeit wird es zur selbstverständlichen Aufgabe. Schafft man aber während der Kindheit und Jugend – besonders bei Jungen – keine Gelegenheiten zur Kräftekultivierung durch Arbeit, dann schlagen die genannten Instinkte durch“ (atempo 2007: Jungen).

Während hier Instinkte angeführt und eine evolutionäre Perspektive eingenommen wird, steht der folgende Ausschnitt im Kontext eines Beitrags, der sozialisationstheoretisch und mit dem Konzept der sozialen Geschlechterrolle argumentiert. Die pädagogischen Überlegungen lesen sich zugleich sehr ähnlich: Mädchen – ist zu lesen – „schaffen es mit typisch weiblicher Sensibilität sehr schnell, den sozialen Code des Umgangs in der Gruppe zu entschlüsseln. Das fällt den machtorientierten und instrumentell eingestellten Jungen sehr schwer. Sie müssen erst Freude am Leben in einer Gemeinschaft entwickeln können, auf die Reize von Harmonie und Aufgehobenheit in der Gruppe aufmerksam werden und dabei lernen, Vereinbarungen einzuhalten“ (Die ZEIT 2008: Lasst sie Männer sein). Jungen werden in ihrer Bestimmung als männliche *Kinder* in Beiträgen wie diesen zum einen homogenisierend über traditionale Männlichkeitsnormen bestimmt, sie werden zum anderen mit dieser spezifischen Jungenmännlichkeit als (im intergenerationalen Verhältnis) zuwendungsbedürftig bestimmt. Erwachsene werden umgekehrt zu einer anerkennenden und grundsätzlich wertschätzenden Haltung gegenüber der wilden Jungenmännlichkeit aufgefordert, und dies als Voraussetzung für eine gelingende Entwicklung des männlichen Kindes ausgewiesen. Plausibilisiert wird diese wünschenswerte Haltung Erwachsener gegenüber Jungen wiederkehrend mit Bezugnahme auf Klassiker der Jugendliteratur, die einen bildungsbürgerlichen Kanon aufrufen: „Als ich vor einigen Wochen die ‚Abenteuer des Tom Sawyer‘ von Mark Twain wieder las“ ist etwa in einem Artikel der Zeitschrift GEO zu lesen,

„(...) war ich regelrecht erleichtert. Wie gut, daran erinnert zu werden, dass auch frühere Generationen von Jungen schon jede Menge groben Unfug angestellt haben. Bei der Lektüre (...) fiel mir vor allem eines auf: wie gelassen die Erwachsenen seiner Umgebung auf seine Streiche reagieren, seinen unbändigen Bewegungsdrang, seine Lust, Grenzen zu verletzen und sein völliges Desinteresse an allem, was mit Schule zu tun hat“ (GEO 2003: Jungen – die neuen Sorgenkinder?).

Diese pädagogisierende Aufforderung an Erwachsene, die wilde Jungenmännlichkeit anzuerkennen und zuzulassen für eine gelingende Entwicklung von Jungen findet sich explizit auch im Hinblick auf Aggressivität: „Jungs brauchen reale Möglichkeiten, ihre ganz normale männliche Aggressivität einzusetzen und sie lernend, spielend abzubauen“ (Die ZEIT 2006: Spiele ohne Grenzen), oder: „Die gängigen Versuche, die Aggression männlicher Jugendlicher zu bändigen, nannte [Eigename S.F.] ‚ein Desaster‘. Aggression sei nämlich ‚nichts Schlechtes‘, sondern ‚energetische Triebquelle‘ und ‚Leidenschaft‘. Erzieher sollten sie nicht hemmen, solange sie keine destruktive Form annehme“ (SZ 2000: Das Feuer entfachen). Auch der sozialisationstheoretisch gerahmte Beitrag legt Pädagog_innen folgende Handlungen nahe:

„Eine wichtige Komponente wäre das Zulassen männlicher Eigenarten und Absonderlichkeiten im Unterricht, um die Jungen, pädagogisch gesprochen, ‚dort abzuholen, wo sie gerade stehen‘. Sie müssen die Gelegenheit haben, als machtvoll und überlegen aufzutreten, den sozialen Raum um sich herum zu erobern und die besonderen Formen der männlichen Selbstbehauptung zu praktizieren. Sie müssen ‚Mann‘ sein dürfen. (...) Auch sollten typisch männliche Formen von Aggressivität zugelassen werden, um sie aufzunehmen und in konstruktive Bahnen zu lenken“ (ZEIT 2008: Lasst sie Männer sein).

Neben der kindlichen Entwicklungs- und daran gekoppelten generationalen Erziehungsfigur, kommt generationale Differenz auch in Anschlüssen an romantische Konzepte kindlicher Unschuld (vgl. Bühler-Niederberger 2005b) zum Einsatz. Auch hierfür steht die Figur des ‚Wölfchens‘, die das Wilde verniedlicht und in Semantiken des Kindlichen fasst. Dem gleichen Formationsprinzip folgen die umfangreichen Bestimmungen von Jungenmännlichkeit über traditional männliche Normen (Unangepastheit, Dominanzstreben, (körperliche) Aktivität und Aggressivität) in Verbindung damit, entsprechende Praktiken als Ausdruck kindlichen Spiels und Spaßes auszuweisen: Sie ‚raufen‘ nur (FAZ 2009: Wir müssen die Jungs wieder lieben lernen), sie „knubbeln“ sich, sie veranstalten „Remmidemmi“ (taz 2007: Vom Wölfchen zum Mann), es sind „Lausbuben“ (FAZ 2007: Auf der Verliererstraße lauter Männer) oder: Jungen haben einfach „gute Laune“ (Chrismon 2004: Das verdächtige Geschlecht), wenn sie körperlich expressiv auftreten. All diese Beschreibungen verbinden das jungenspezifische wilde Sein mit Semantiken von Harmlosigkeit. Jungen sind ‚wild aber harmlos‘ – so die wiederkehrende diskursive Konstruktion. Besonders häufig fällt der Begriff des Raufens:

„Jungen müssen aber auch einmal raufen dürfen, ohne dass sie gleich als sozial auffällige Störenfriede behandelt werden“ (SZ 2006: Hilfe für die schwachen Starken) oder „Wer früher auf dem Schulhof raufte, galt als ‚Lausbub‘, während dies heute von Pädagogen als sozial defizitär angesehen wird“ (FAZ 2007: Auf der Verliererstraße lauter Männer). „Was noch vor 20 Jahren als Rauferei auf dem Schulhof durchgegangen wäre, ist heute ein Gewaltvorfall“ (Die ZEIT 2002: Die neuen Prügelknaben). Das Konzept des Raufens grenzt sich von einer ernsten, gewalttätigen körperlichen Auseinandersetzung ab. Es kann als die spielerische Variante gelten, ohne böse Absicht, die meist Kindern zugeschrieben wird und im Zusammenhang mit Erwachsenen in aller Regel keine Verwendung findet. Im Zusammenhang der Konstruktion einer spezifischen Jungenmännlichkeit als kämpferisch kommt es somit zu einer Verniedlichung und auch Naturalisierung. Nicht als eine sozial und kulturell situierte Praktik wird kämpferisches Verhalten von Jungen thematisiert, sondern als Ausdruck eines normalen, harmlosen und gleichsam natürlichen Verhaltens von Jungen (nicht von Mädchen), das es im Erziehungsverhältnis nicht zu dämonisieren, sondern zuzulassen und konstruktiv zu wenden gilt – für eine gelingende Entwicklung von Jungen. Theoretisch gesprochen sind diese Äußerungen somit Bestandteil der Hervorbringung legitimer Erziehungs- und Zuwendungsbedürfnisse männlicher Kinder und Jugendlicher im Kontext einer diskursiv aufgerufenen geschlechtlichen wie generationalen Ordnung.

3.3. Ethnisierende Differenzierung zwischen Jungenmännlichkeiten

Die vom Jungenkrisendiskurs produzierte Jungenmännlichkeit, die in der Unterscheidung zu (Mädchen-)Weiblichkeit traditionale Männlichkeitsnormen wiederholt und diese – in der Unterscheidung zu einer erwachsenen Männlichkeit – zum einen als harmlos markiert, zum anderen ihre Subjekte als zuwendungs- und anerkennungsbedürftig positioniert, wird schließlich in einer dritten Unterscheidung profiliert: über die Thematisierung einer ‚anderen‘ ethnisch markierten Jungenmännlichkeit. Als Oberfläche dieser ‚anderen‘ Jungenmännlichkeit zeigt sich erneut der Jungenkörper und die ihm zugeordnete Aggressivität. Zwei verschiedene Konzepte von Jungenmännlichkeit werden um diesen Referenzpunkt herum konstruiert, die ihre Profilierung darüber gewinnen, wie sie mit generationalen Differenz- und Ordnungsvorstellungen (nicht) verbunden werden. Geschlecht, Ethnizität und Generation/Alter sind somit als Konstituenten dieser dritten Differenzierungspraktik festzuhalten, die mit dieser mehrfachen Verschränkung gegenüber den ersten beiden Differenzierungspraktiken einen besonderen Stellen-

wert erhält. Es gibt zum einen – wie eben ausgeführt – die Thematisierung von Aggressivität und Dominanzverhalten als Bestandteile einer Jungenmännlichkeit, die als ‚wild, aber harmlos‘ bezeichnet wurde. Hier sind – wie dargestellt – die diskursiven Prozesse darauf ausgerichtet, zu normalisieren (‚eine ganz normale Aggressivität‘, ‚schon immer waren Jungs rüpelhafter‘ etc.), zu verniedlichen (sie ‚raufen‘, sie ‚knubbeln‘ sich, es sind ‚Wölfchen‘) sowie die Praktiken positiv zu besetzen (die ‚Lust am körperlichen Kräftemessen‘). ‚Spielerisches Kämpfen‘ wird wiederkehrend als zentraler Bestandteil des Jungeseins ausgewiesen. Zum anderen gibt es – davon unterschieden – die Thematisierung einer ethnisch und migrantisch markierten Jungenmännlichkeit, die als ‚wild und gefährlich‘ zusammengefasst werden kann. In diesen Thematisierungen sind die diskursiven Prozesse darauf gerichtet, zu de-normalisieren, zu befremden sowie die Akteure als nicht mehr kindlich auszuweisen. Eine zuwendungsorientierte Pädagogisierung findet in diesen Thematisierung nicht statt, der Kindstatus wird vielmehr diskursiv vorenthalten. Ein Beispiel hierfür ist der Artikel „Junge Männer in der Krise“ (taz 1999). Berichtet wird über eine Studie zum Thema Jugendgewalt, im Rahmen derer Vierzehn- bis Achtzehnjährige in verschiedenen bundesdeutschen Städten und Gemeinden untersucht wurden. In den besonderen Fokus rücken dabei die Befunde, dass männliche Jugendliche mit einem türkischen Migrationshintergrund unter den Gewalttätern überrepräsentiert seien. Im Zusammenhang der medialen Jungenkrise ist an diesem Artikel Verschiedenes interessant: *Erstens* wird die thematisierte Gewalttätigkeit als Ausdruck einer „Macho-Kultur“ bestimmt, die zugleich als Import markiert und an eine türkische sowie südeuropäische Herkunftskultur gebunden wird: Gewalt zeige sich in der Studie als „Kehrseite von Einwanderung aus Ländern mit ausgeprägter Macho-Kultur. In den Neunzigerjahren ist die Migration aus Südeuropa und der Türkei fast ausnahmslos für den Anstieg des Gewaltniveaus der (west-)deutschen Gesellschaft verantwortlich. Türkische Jungmänner begehen dreimal häufiger Gewaltdelikte als deutsche“ (taz 1999: Junge Männer in der Krise). Auch über die Problematisierung von Gewalt als ‚Macho-Kultur‘, d.h. als Ausdruck einer übersteigerten Männlichkeit, wird Aggressivität in einem ausgewogenen Maß als Bestandteil von Männlichkeit bestätigt. Beide Konstruktionen, sowohl die ‚wilde, aber harmlose‘ Jungenmännlichkeit als auch die ‚wilde und gefährliche‘ Migrantenmännlichkeit stabilisieren somit die Verbindung von Männlichkeit und Dominanz. Bemerkenswert ist *zweitens* die besondere Markierung von Ethnizität beim Thema Gewalttätigkeit als einem Teilbereich der diskutierten Krise der Jungen. Beim Thema Schul(miss)erfolg etwa wird die Überrepräsentanz Kinder und Jugendlicher mit Migrationshintergrund unter den männlichen Jugendlichen, die mit niedrigem oder keinem Schulabschluss die Schule verlassen, nicht

herausgestellt. Der Fokus liegt hier ganz auf Geschlechterdifferenz und einer homogenisierenden Bestimmung von Jungen als Verlierer. Beim Thema Gewalt dagegen wird wiederkehrend darauf hingewiesen, dass männliche Kinder und Jugendliche mit (türkischem) Migrationshintergrund besonders häufig zu den Tätern gehörten. Im Zusammenhang mit Gewaltphänomenen findet somit jene Differenzierung *zwischen* Jungen statt, die den Jungenkrisendiskurs bei anderen thematisierten Problemfeldern nicht kennzeichnet. Ethnisch und migrantisch markierte ‚junge Männer‘ werden so in exklusiver Weise als bedrohlich und gefährlich markiert. Die *dritte* Beobachtung bezieht sich auf die Nicht-Verwendung von Bezeichnungen wie ‚Jungen‘ oder ‚Jungs‘ in der Berichterstattung über ‚migrantische Jugendgewalt‘. So ist im Krisendiskurs um männliche Kinder und Jugendliche an sich fast durchgängig von ‚Jungen‘ die Rede, auch dann, wenn es z.B. um 17-jährige Schulabgänger bzw. -abbrecher geht:

„Schule? Was soll ich da?“ Hannes [*Nachname*], 17 Jahre alt, ist sitzengeblieben. Der große, etwas übergewichtige dunkelhaarige Junge will nach den Ferien nicht mehr zurück in seine Hauptschule im Berliner Bezirk Mitte. Mehr als 50.000 Jungen machen es in diesem Sommer wie Hannes. Sie verlassen ohne Abschluss die Schule“ (FAS 2007: Das neue schwache Geschlecht, Hervorhebungen: S. F.).

Die Bezeichnung als ‚Jungen‘ positioniert die Angesprochenen als Kinder und damit – im Kontext zeitgenössischer generationaler Konzepte – in einer Beziehung zu Erwachsenen, die durch deren Verantwortlichkeit gekennzeichnet ist. Auch schwingen Assoziationen wie ‚noch klein‘, ‚noch nicht voll verantwortlich‘ mit. Solche Verständnisse vom Kind-Sein sind historisch kontingent (vgl. Ariès 2001; Andresen/Diehm 2006). Im Jungenkrisendiskurs wiederholen sie sich zugleich in der Rede von Jungen als ‚kleine Kerle‘ oder ‚kleine Männer‘, mit der sie in einer Perspektive des ‚noch nicht‘ thematisiert werden. Intergenerationale Bedürftigkeit und Zuständigkeiten werden wiederum in der expliziten Problematisierung eines gegenwärtigen Mangels an Wertschätzung und erzieherischer Unterstützung seitens Erwachsener für Jungen aktualisiert. Mit der Bezeichnung als ‚Jungen‘ (oder vereinzelt auch ‚Buben‘) verbinden sich somit implizite Positionierungen als bedürftig (nach Unterstützung, Zuwendung und Liebe) sowie – auch das mit der sozialen Position des Kindes verbunden – juristisch nur eingeschränkt verantwortlich für das eigene Handeln. Statt von ‚Jungen‘ ist des Weiteren regelmäßig von ‚Jungs‘ die Rede. Dies wiederum ist eine Bezeichnungspraxis, die Vertraulichkeit erzeugt. Wenn in der medialen Rede über eine gegenwärtige Problemlage männlicher Kinder und Jugendlicher diese somit wiederkehrend als ‚Jungen‘ ‚Jungs‘ oder ‚kleine Kerle‘ thematisiert werden, so kann dies als Bestandteil einer tendenziell wohlwollenden und Verbundenheit her(aus)stellenden Subjektkonstruktion gesehen werden. Die Vermutung, dass Bezeich-

nungen wie ‚männliche Jugendliche‘ oder ‚junge Männer‘ in Medienberichten unüblicher sein könnten, weil sie sperriger klingen, konterkarieren entsprechende Bezeichnungspraxen im Zusammenhang der Thematisierungen migrantischer Jugendgewalt. So bezieht sich etwa der Artikel „Junge Männer in der Krise“ (taz 1999) auf 14- bis 18-Jährige und damit auf eine vergleichbare Altersgruppe wie jene von ‚Hannes‘ und den Schulabbrechern, von ‚Jungen‘ ist in diesem Artikel jedoch keine Rede, wie bereits der Titel verdeutlicht: ‚Junge Männer in der Krise‘. Diese Positionierung als ‚junge Männer‘ ruft den Status als Erwachsene auf, mit dem sich volle Verantwortlichkeit und Selbstständigkeit verbinden. Einem intergenerationalen Verhältnis sind die so Positionierten diskursiv entzogen. In dem genannten Artikel werden sie zudem auch als „türkische Jungmänner“ bzw. „junge Türken“ (ebd.) bezeichnet und darüber zusätzlich distanzierend befremdet. Männliche Kinder und Jugendliche, denen ein türkischer Migrationshintergrund zugeschrieben wird, werden in Beiträgen wie diesen somit besonders mit Gewalttätigkeit verbunden und von einer pädagogischen Haltung wohlwollender Bezugnahme tendenziell ausgeschlossen. Auf die Subjekte dieser defizitären, ‚wilden und gefährlichen‘ Jungenmännlichkeit richtet sich vielmehr ein befremdender und kriminalisierender Blick. Welche Relevanz die Zuschreibung bzw. das Vorenthalten kindlicher Attribute für ihre Konstruktion als ‚bedrohliche Andere‘ besitzt, lässt sich auch visuell rekonstruieren:



Abbildung: Die ZEIT 2008, ‚Lasst sie Männer sein‘, 23. Oktober 2008, S. 77. Foto: Siegfried Kuttig/Plainpicture.

Die Fotografie zum Artikel ‚Lasst sie Männer sein‘ zeigt eine Angriffsszene, in der ein Jugendlicher in Kampfsporttechnik mit gestrecktem Bein auf einen anderen Jugendlichen zuspringt, der erschrocken zurückweicht und seine Hände schützend vor das Gesicht hält. Die Bedrohlichkeit des Jugendlichen auf der rechten Bildseite wird sowohl farblich durch eine schwarz-rote Kombination der Kleidung, gestisch durch die Drohgebärde der weit aufgespannten Arme als auch stilistisch durch die Schärfe/Unschärfe-Relation verstärkt. Letztere ist ein fotografischer Code für Bewegung, zugleich macht die verschwommene Un-/Sichtbarkeit den Angreifer auch unheimlich, da er nicht klar erkennbar ist. In der Verschwommenheit fallen jene Attribute auf, die ethnisierte Konzepte männlicher Jugendlicher mit türkischem Migrationshintergrund kennzeichnen: schwarze Haare, ein dünner schwarzer Schnurrbart und als Kleidung ein Trainingsanzug. Der angegriffene Jugendliche ist dagegen nicht in dieser Weise und insgesamt kindlicher codiert. Sein scharf fokussiertes Gesicht hat nicht nur einen ängstlichen und erschrockenen Ausdruck. Es ist zugleich kindlich-weich gezeichnet, ohne einen Ansatz von Bartwuchs, und ein Daumen bohrt sich im Schreck in eine rundliche Wange. Dieser Jugendliche ist der Kindlichere, Unterlegene, Angegriffene, Schwächere und zugleich ethnisch Unmarkierte. Das Foto erzeugt so motivisch und stilistisch ein bedrohliches Ungleichgewicht, das körperverletzende Aggressivität erneut mit männlichen Jugendlichen mit (türkischem) Migrationshintergrund verbindet³, sie als bedrohlich inszeniert und hierbei mit der Differenz kindlich/nicht-kindlich operiert.

4. Zusammenfassung und Ausblick

Die öffentliche Figur des ‚aggressiven Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund‘ wird in den Erziehungswissenschaften gegenwärtig vorrangig dahingehend untersucht, welche Wirkmächtigkeit diese Konstruktion als ‚bedrohlicher Anderer‘ auf der Ebene der entsprechend adressierten männlichen Kinder und Jugendlichen entfaltet. Dieser Aufsatz ist der kultu-

3 Das reifizierende Moment der diskursanalytischen Bildbeschreibung wird an dieser Stelle besonders evident: Die interpretative Beschreibung der Verschränkung einer bestimmten Sichtbarkeit mit einer kulturell codierten Bedeutung wiederholt hier ebendiese: Ein bestimmtes phänotypisches Erscheinungsbild wird mit der Bedeutung ‚Junge mit türkischem Migrationshintergrund‘ verbunden. Ein Versuch, diese Reifizierungen in der Analyse einzuholen, stellt die aus diesem Grund hier vorgenommene Markierung dar. Sie soll die Wiederholung als solche aufzeigen und auf ihre Machtförmigkeit hinweisen, ohne mit dieser Lösung abschließend zufrieden zu sein.

ralisierenden Konstruktion dagegen auf der Ebene des Jungenkrisendiskurses vertiefend nachgegangen. Er hat auf den konstitutiven Zusammenhang mit einer dort zeitgleich profilierten, ebenfalls aggressiven Jungenmännlichkeit hingewiesen, die jedoch normalisiert und als harmlos markiert wird sowie ethnisch unbestimmt bleibt. Die Analyse der diskursiven Unterscheidungspraktiken zwischen dieser ‚wildem, aber harmlosen‘ und der ‚wildem und gefährlichen‘ Jungenmännlichkeit konnte dabei zeigen, dass generationale Differenz- und Ordnungsvorstellungen zentral daran beteiligt sind, die Bedrohlichkeit der ‚wildem und gefährlichen‘, türkisch-migrantisch markierten Jungenmännlichkeit zu erzeugen. Während nämlich die Subjekte der ‚wildem, aber harmlosen‘ Jungenmännlichkeit als kindliche positioniert werden und so in den Fokus erzieherischer Zuwendung und Sorge rücken, bleibt der ‚wildem und gefährlichen‘ Jungenmännlichkeit genau dieser Kind-Status diskursiv versagt. Dass Jungen, denen ein türkischer Migrationshintergrund zugeschrieben wird, auf diese Weise subtil der pädagogischen Hinwendung und Wertschätzung entzogen werden, kann in pädagogischer Hinsicht als besondere Herausforderung dieses öffentlichen Diskurses gelten. Aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive ist erkenntnisreich, dass am diskursiven Gegenstand männlicher Aggressivität ein Othering-Prozess rekonstruiert werden kann, bei dem die Unterscheidung Kind/Nicht-Kind (und damit verbundene Zuschreibungen bzw. Vorenthaltungen von Harmlosigkeit und Zuwendungsbedürftigkeit) dazu beiträgt, Erziehungswirklichkeiten in der Migrationsgesellschaft ungleich zu ordnen. Die Verwobenheit vielfältiger Kategorien in der Differenzierung *zwischen* Jungen liefert wiederum Hinweis darauf, wie fruchtbar jene aktuellen Entwicklungen sind, die Männlichkeitsforschung und Intersektionalitätsansatz aufeinander beziehen. Das in diesem Artikel fokussierte Zusammenspiel von Alter und generationaler Differenz mit Geschlecht und Ethnizität ist in diesem Sinne auch als Versuch zu sehen, im Rahmen der Männlichkeitsforschung „vernachlässigte Intersektionalitäten“ (Hearn 2010) zu beleuchten und hierbei auf diskursive Ordnungsprozesse aufmerksam zu machen.

Literatur

- Andresen, Sabine/Diehm, Isabell (2006): Einleitung, in: Andresen, Sabine/Diehm, Isabell (Hg.): Kinder, Kindheiten, Konstruktionen. Erziehungswissenschaftliche Perspektiven und sozialpädagogische Verortungen, Wiesbaden, S. 9-24
- Andresen, Sabine/Hurrelmann, Klaus (2010): Bachelor | Master: *Kindheit*, Weinheim
- Ariès, Philippe (2007): Geschichte der Kindheit, München/Wien

- Bühler-Niederberger, Doris (2005a): *Kindheit und die Ordnung der Verhältnisse – Von der gesellschaftlichen Macht der Unschuld und dem kreativen Individuum*, München
- Bühler-Niederberger, Doris (2005b): *Macht der Unschuld. Das Kind als Chiffre*, Opladen
- Connell, Robert W. (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen
- Derrida, Jacques (1997): *Die Schrift und die Differenz*. Übersetzt von Rodolphe Gasché. 7. Auflage. Frankfurt/Main
- Diehm, Isabell (2010): *Religion ist im Spiel – oder virulent. Diskursive oder interaktive Inszenierungen ethnischer Differenz*, in: Hunner-Kreisel, Christine/Andresen, Sabine (Hg.): *Kindheit und Jugend in muslimischen Lebenswelten. Aufwachsen und Bildung in deutscher und internationaler Perspektive*, Wiesbaden, S. 59-76
- Ewing, Katherine (2008): *Stolen Honor: Stigmatizing Muslim Men in Berlin*, Stanford: Stanford University Press
- Fegter, Susann (2012) *Die Krise der Jungen in Bildung und Erziehung. Diskursive Konstruktion von Geschlecht und Männlichkeit*. Wiesbaden
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/Main
- Forster, Edgar/Tillner, Georg (1998): *Wie Männlichkeit und Fremdenfeindlichkeit zusammengehen*, in: *Widersprüche. Multioptionale Männlichkeiten*, 18. Jg., Heft 67, S. 79-90
- Hearn, Jeff (2010): *Vernachlässigte Intersektionalitäten in der Männerforschung: Alter(n), Virtualität, Transnationalität*, in: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hg.): *Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*, Wiesbaden, S. 105-123
- Honig, Michael-Sebastian (1999): *Entwurf einer Theorie der Kindheit*. Frankfurt/M.
- Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (2010): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen – eine Einleitung*, in: dies. (Hg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*, Wiesbaden, S. 7-16
- Klinger, Cornelia (1995): *Über neue Tendenzen in der Theorie der Geschlechterdifferenz*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 43. Jg., Heft 5, S. 801-814
- Kuhn, Melanie (2011): *Vom Tanzen in ‚Russland‘ und Lächeln in ‚Japan‘ – Ethnisierende Differenzinszenierungen im Kindergartenalltag*, in: Diehm, Isabell/Panagiotopoulou, Aryro (Hg.): *Bildungsbedingungen in europäischen Migrationsgesellschaften. Ergebnisse qualitativer Studien in Vor- und Grundschule*, Wiesbaden, S. 141-157
- Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hg.) (2001): *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*, Opladen
- Machold, Claudia/Mecheril, Paul (2012): *Wahres Wissen? Zum Widerspruch von Anspruch und Machtwirkungen wissenschaftlichen Wissens*, in: Arens, Susanne et. al.: *Differenz unter Bedingungen von Differenz. Reflexionen zur Lehre an der Hochschule*, Wiesbaden, (i. E.)

- Mecheril, Paul/Plöber, Melanie (2009): Differenz, in: Andresen, Sabine et al. (Hg.): Handwörterbuch Erziehungswissenschaft, Weinheim, Beltz, S. 194-208
- Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive, in: Dinges, Martin (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt/M., S. 211-228
- Mosse, George L. (1997): Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit, Frankfurt/M.
- Said, Edward W. (2009): Orientalismus. Cover: Orientalismus. Frankfurt/M.
- Scheibelhofer, Paul (2008): Ehre und Männlichkeit bei jungen türkischen Migranten, in: Baur, Nina/Luedtke, Jens (Hg.) Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen & Farmington Hills, S.183-200
- Scheibelhofer, Paul (2011): Intersektionalität, Männlichkeit und Migration – Wege zur Analyse eines komplizierten Verhältnisses, in: Hess, Sabine/Langreiter, Nikola/Timm, Elisabeth (Hg.): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen, Bielefeld, S. 149-172
- Scholz, Sylka (2004): ‚Hegemoniale Männlichkeit‘ – Innovatives Konzept oder Leerformel?, in: Hertzfeld, Henry (Hg.): Geschlechterverhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis, Berlin, S. 33-45
- Speiß, Tina (2010): Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs, Bielefeld
- Spindler, Susanne (2006): Corpus delicti. Männlichkeit, Rassismus und Kriminalisierung im Alltag jugendlicher Migranten, Münster, S. 257-267
- Spindler, Susanne (2007): Rassismus, Männlichkeit und „andere“ Körper, in: Bukow, Wolf Dietrich et al.. (Hg.): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen, Wiesbaden
- Stecklina, Gerd (2007): „Kleine Jungs mit zu großen Eiern“. Männlichkeitsstereotype über junge männliche Migranten, in: Munsch, Chantal et al. (Hg.): „Eva ist emanzipiert, Mehmet ist ein Macho“, Weinheim/München, S. 74-90
- Weber, Martina (2007): Ethnisierung und Männlichkeitsinszenierungen. Symbolische Kämpfe von Jungen mit türkischem Migrationshintergrund, in: Riegel, Christine et al. (Hg.): Jugend, Migration und Zugehörigkeit, Wiesbaden, S. 307-322
- Wetherell, Margret/Edley, Nigel (1999): Negotiating Hegemonic Masculinity: Imaginary Positions and Psycho-Discursive Practices, *Feminism Psychology*, 9(3), p. 335-356

Materialkorporus

- atempo 2007 Brauchen Jungen eine andere Erziehung als Mädchen? (1/07), S. 6-9
- Chrismon 2004 Das verdächtige Geschlecht (01.03.2004), Heft 3, S. 14-19
- Die ZEIT 2002 Die neuen Prügelknaben (25.07.02), Nr. 31, S. 23f.
- Die ZEIT 2006 Spiele ohne Grenzen (02.11.06), Nr. 45, S. 59

- Die ZEIT 2007 Die Krise der kleinen Männer (07.06.07), Nr. 24, S. 37f.
Die ZEIT 2008 ‚Lasst sie Männer sein‘ (23.10.08), Nr. 44, S. 77f.
FAS 2007 Das neue schwache Geschlecht (05.08.07), Nr. 31, S. 31
FAZ 2007 Auf der Verliererstraße lauter Männer (20.12.07), Nr. 237, S. 48
FAZ 2009 Wir müssen die Jungs wieder lieben lernen (08.04.09), Nr. 83,
S. 33
GEO 2003 Jungen – die neuen Sorgenkinder? (3/2003), S. 64-92
SZ 2000 Das Feuer entfachen (13.04.00), Nr. 87, Ebersberg S. 6
SZ 2006 Hilfe für die schwachen Starken (13.03.06), Nr. 60, S. 16
taz 1999 Junge Männer in der Krise (20.12.99), Nr. 6021, S. 18
taz 2007 Vom Wölfchen zum Mann (27.06.07), Nr. 8310, S. 18